

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1915

112 (15.5.1915) Unterhaltungs-Beilage



Aus dem Kriegstagebuch eines Sozialisten.

Wir hüllen uns fröstelnd in unsere Mäntel. Gleichmäßig geht ein leichter Sprühregen nieder, der die ganze Nacht angehalten und noch ist keine Aussicht vorhanden, daß es besser wird. Der Lettenboden läßt das Wasser nicht abziehen. An den Stiefeln hängen Lehmklumpen, schwer und unförmig, wie Bleiplatten an den Füßen des Laubers. Den Körper durchrieselt ein unangenehmes Kältegefühl. Es geht bis ins Mark. Die Wohlthat warmer Füße kennen wir seit Wochen nicht mehr. Unterstände und Stroh sind Luxus.

Vor uns ist dichter Wald. Jrgendwo müssen die Engländer sein. Genau kennen wir ihre Stellung nicht. Ab und zu hören wir den Laut ihrer Stimmen. Kein Mensch weiß, was links, was rechts von uns ist. Wir sind eine vorgetriebene schwache Abteilung. Im feindlichen Feuer gruben wir uns ein. Emsig wurde der Graben ausgeworfen. Eine mühselige Arbeit! An unseren kurzen Spaten blieb der Lehm hängen, wie wir ihn ausgehoben. Wir sind ohne Gebäck. Das liegt hinten in den Deckungsgräben. Wir haben weder Zeltplane noch Essen. Unsere Lage ist nicht beneidenswert. Die Verbindung nach rückwärts ist schwer. Kameraden, die versuchten, nach hinten zu gelangen, werden fast sämtlich Opfer wohlgezielter feindlicher Kugeln. Da kommt manche Verwundung über die Lippen. Was gäbe man für einen Schluck heißen Kaffee. Seit drei Tagen haben wir keinen über die Lippen gebracht. In einer Zeltplane, die wir einem toten Engländer abgenommen, sammeln wir das Regenwasser. Wer noch Brot oder Speck hat, geht sparsam damit um. Ich habe noch Tabak. Er läßt mich Hunger und Durst weniger empfinden.

„Nix schießen, Kamerad 106, Essen fassen!“ Sie haben uns schon oft belauscht, diese Engländer. Sie wissen, daß wir vom 106. Regiment sind und verspotten uns. Von dem Spötter ist nichts zu sehen. Aber wir hören drüben das Lachen und lachen mit. Wir lachen uns ein dumpfes Gefühl von der Brust. Es ist ein Gefühl, das uns in allen Gliedern liegt und an dem wohl das ekelhafte Wetter ein gerüttelt Maß schuld hat. Wie sehnen wir uns nach ein bißchen Sonnenschein. Aber grau bleibt der Himmel und der Sprühregen will nimmer aufhören.

„Wenn wir nur erst wieder aus diesem Loch hinaus sind.“ Mit diesen Worten unterbricht mich mein Nebenmann, ein Einjähriger, im Schreiben. Er sieht zum Erbarmen aus, der arme Kerl. Er klappert an allen Gliedern und kann nicht begreifen, wie man bei diesem Hundewetter die Ruhe zum Schreiben aufbringen kann. In meiner linken Rodtasche berge ich als „eiserner“ Bortion ein kleines Fläschchen Benediktiner Schnaps. Es ist mir heiliger als alle fiskalischen „Eisernen“. Wochenlang hat es hier gerührt und allen Verlockungen habe ich bis jetzt siegreich widerstanden. Und wirklich, es ist mir oft recht schwer gefallen. Ich gebe ihm einen Schluck von meinem Heiligum, ohne selbst zu kosten, dankbar drückt er mir die Hand.

Da schiden uns die Engländer ihre ersten Morgengruße. Sie haben eine fürchterliche Wirkung, diese schweren englischen Granaten. Kaum 10 Meter vor unserm Graben schlägt die erste ein. Kirchturmhoch springt der Dreck. Wir kennen ihre Gewalt. Und nun beginnt ein Höllenkonzert. Wir stehen aus den Wänden des Grabens unten am Boden soviel Lehm aus, daß ein Mann darunter gegen die Splitter notdürftig Deckung findet. Bombensichere Unterstände gegen diese Geschosse gibt es überhaupt nicht. Wenigstens im Schützengraben nicht. S-u-u-u krach! Hinter uns im Sumpfe explodieren nacheinander diese Teufelsdinger. Der ganze Schlamm, Winsen, Rohr, alles fliegt in unserm Graben. Als ob wir nicht schon genug Dreck und Schlamm hätten. Die Nerven werden aufs höchste gespannt in den Sekunden, da man das Geschloß fliegen hört und auf den Einschlag wartet. Das reißt mehr auf als ein Angriff. Ich suche in meinen Taschen und finde noch einen halbgedrückten Zigarrenstummel. Gierig setze ich ihn in Brand. Er ist feucht und beißt auf der Zunge — aber er wird soweit geraucht, daß der Bart anleht.

Die Spannung macht der Gleichgültigkeit Platz. Mäthisch liegen wir in unsern Löchern. Die feindliche Artillerie macht keine Rausen. Langsam kommt die Nacht und mit ihr stellt die Artillerie ihre Tätigkeit ein. Die Posten werden verdoppelt. Es ist eine jener Nächte, da man kaum 20 Meter weit sehen kann. Es regnet immer noch. Ich kann nicht schlafen, auch wenn ich nicht Posten stehen muß. Ich denk an Weib und Kind, an all die Lieben zu Hause. Ob ich sie jemals wiedersehe? Dunkel wie die Nacht ist das Schicksal. Ueberall lauert der Tod. Was gilt ein Menschenleben? Ich denke an Verta Suttner und „Die Waffen nieder“. Ist der Krieg nicht Wahnsinn? Wir haben uns gegen den Krieg gestraut und konnten noch mit mathematischer Sicherheit voraussagen, daß er kommen mußte. Was vermag der einzelne gegen den Krieg? Wo ist Vernunft, wo Unfirt? Wir haben protestiert und stehen nun mit geladenem Gewehr und gespannter Aufmerksamkeit in Feindesland. Wie grausam ist der Krieg heute, nach sechstausendjähriger Kulturentwicklung. Wie langsam reißt der Fortschritt, auch wenn wir glauben, daß wir eilen.

Fort mit den Gedanken. Jetzt gilt die Aufmerksamkeit dem Gegner.

Die Nacht ist dunkel — sie ist nicht unser Freund. Die Posten schauen durch die provisorisch und in Eile hergerichteten Schießscharten. Eine bleierne Müdigkeit macht sich bei fast allen bemerkbar. Die Reaktion der fürstbaren Nervenanpannung macht sich geltend. Mancher Posten

ertappt sich beim Einduseln. Er schreut zusammen und greift fester nach dem Gewehr, um bald wieder in den alten Zustand zu versinken.

Langsam teilt der Mond die Wolken. Es wird etwas heller. Gespenstisch ist der Schatten des Waldes. Mein Freund und ich blicken angestrengt über die Wiese nach dem Wald. Ist es Sinnestäuschung, spielt uns unsere Phantasie einen Streich? Dunkle Punkte liegen in unregelmäßigen Zwischenräumen über die Ebene verstreut. Wir feuern. Noch rollt das Echo, da ertönt ein vielstimmiger Schrei; die Ebene wird lebendig. Gegen unsere Stellung wälzt sich der Gegner. Die Pulse schlagen. Man zwingt sich gewaltsam zur Ruhe. Zielt und schießt, so gut dies in der Dunkelheit möglich ist. Man läßt mit momentaner Gleichgültigkeit. Kaum 50 Meter ist der Feind von unseren Gräben entfernt. Ein rasendes Feuer empfängt ihn, der ganze Schützengraben ist eine Muskel, ein Nerv in fieberhafter Anspannung. Sie fangen an zu tanzen, zu hüpfen, zu fallen. Gräßlich ist das Geschrei der Verwundeten, das selbst das knatternde Gewehrfeuer überbietet, die Vorbersten kommen auf drei, vier Meter heran, dann stürzen auch sie. Ich sah Kameraden, die in der Aufregung weder laden noch schießen konnten. Doch ich sah in dieser schrecklichen Nacht noch mehr. Und jetzt am Tage, wo ich alles überleben kann, steht mir die Nacht lebendig vor den Augen. Ich kann die Bilder nicht bannen. Sie haben Besitz von mir ergriffen und peinigen mich.

Vor mir liegt ein Schotte, ein Niese an Gestalt, maleisch und er Tracht. Vier Patronen hatte ich verschossen, die fünfte muß ich laden. Sein Gewehr war zum Stoße erhoben — in menschenfreundlicher Absicht sicher nicht. Da tracht der Schuß, die letzte Kugel verläßt den Lauf und wie vom Blitz gefällt, stürzt der Niese zusammen. Ein Stückchen Stahl, ein paar Gase, sie genügen, um auch das stärkste Menschenleben zu vernichten. Gellend ist der Schrei nach Wasser, stärker noch wie das Pfeischen der Gewehrpatronen. — Es glimmt unheimlich. Bald glimmt der Patronengürtel und in Zwischenräumen explodieren die Patronen. Bart und Gesicht sind verkohlt, der Leib ist ausgebrannt. Bald ergreift das glimmende Feuer den Nachbar und wieder das grauliche Schauspiel.

Was von den Angreifern noch übrig ist, wendet sich zur Flucht nach dem Walde. Unerbittlich pfeifen ihnen die Kugeln nach, das Stöhnen und Wimmern im Walde klingt dumpf und hohl. Der Angriff ist abgeschlagen. Wir haben keinen Toten.

Das Stöhnen und Wimmern wird gegen Morgen schwächer; hie und da noch ein Niesgen und Nieschen. Grauenhaft und eifrig ist das Schweigen, das den Tag begrüßt. Und wenn die Opfer des Knochenmannes so unheimlich still sind, dann reden sie am lautesten. Ich hab's schon oft empfunden.

Der Regen wird stärker. Wir frieren wie die jungen Hunde und schnattern wie die Gänse. Immer wieder streifen die Blicke über die Wiese zum Wald. Man versucht, die Toten zu zählen; ein vergebliches Bemühen. Da liegt ein junger Offizier, schön wie ein Gott. Der Kopf ist nicht bedeckt, schwarze Locken umrahmen eine hohe, edle Stirn, bleich ist das Antlitz, die Brust mit Blut bedeckt. Da liegt er, ruhig und friedlich. Zu Hause härmte sich vielleicht ein treues Weib, eine liebevolle Braut, eine alte Mutter. Wer weiß es? Wer schreibt die Tragödie eines Schlachtfeldes, wer kann sie entwirren, die Kette der Fügungen und Schicksale? Wieviel Hoffnung, wieviel Kraft, wieviel Glück verdirbt der Krieg?

Im Graben wird man aufmerksam auf ein Granatloch, wenige Meter entfernt. Dort regt sich etwas. Schon richten sich ein Dutzend Gewehre nach der Stelle. Da erscheint ein Arm mit einem weißen Tuch und verschwindet wieder. Das Schauspiel wiederholt sich dreimal. Dann erscheint ein Kopf. Ich winke und zwei Engländer kriechen auf unsern Graben, beide verwundet an Armen und Beinen. Sie bitten um Wasser; ich gebe ihnen das wenige was ich habe. Die dargebotene Hand übersehe ich; ich kann ihm die Hand nicht geben, etwas in mir sträubt sich. Die Taschen werden durchsucht und dann werden sie zum Führer unserer Abteilung gebracht. Dort hat man einen verwundeten englischen Hauptmann in Behandlung.

Endlich kommen einige Kameraden von hinten mit Essen vorgezogen. Nach ihren Aussagen enthalten die Feldkessel Reis mit Rindfleisch. Das Essen, das früher einmal warm war, ist ein einziger Laulklumpen. Er wird verschlungen und geschmeckt hat's auch. Die Kameraden sehen sich unsere „Arbeit“ von der verklopfenen Nacht an, da gibt es ein Fragen und Erzählen — wir erleben die Nacht zum zweitenmal. Und man fragt sich gegenseitig, ob denn „der Kram“ nicht bald ein Ende habe. Da werden sie wieder lebendig, die Stunden qualvoller innerer Kämpfe und Zweifel. Da sinnt man und denkt, forscht nach Ursachen und Wirkung. Und fast freudig quillt aus tiefstem Innern die Erkenntnis, daß alle diese Kämpfe, dieses Sterben, dieses Leben, dieses Hoffen die Geburtswehen einer neuen Zeitepoche sind. Was diese Stunden geboren an Erkenntnis und Einsicht, das soll ein Vermächtnis sein fürs Leben und fürs Lebenden. Das wird uns immer neuen Halt geben, wenn sich gewitternd die Wolken ballen. Nicht daß wir die Augen niederzuschlagen müssen vor unteren Entfern, die einst Menschheit von uns fordern.

Aus feldpostbriefen.

Der Osterhase im Schützengraben. Folgender Feldpostbrief wurde im „Vorwärts“ abgedruckt:

Rußland, den 7. April 1915.

Wieder Schwager und Schwester! Wir sind im Schützengraben, es ist ein schöner Tag, die Nacht war mit Ausnahme

von ein paar Patrouillengehenden, verhältnismäßig ruhig. Am Tage fast gar kein Schuß. Alles sonnt sich im Graben, so gut es im gebildeten Zustand geht, da es war 12 1/2 Uhr mittags, kommt von drüben ein Ruffe, aber ohne Waffen, hat eine Zeitung in der Hand und winkt damit. Wir denken alle, es ist ein Ueberläufer. Als er noch 300 Meter von unserer Stellung ab ist, nimmt er die Mühe ab, macht uns eine Verbeugung, legt die Zeitung und noch etwas auf die Erde, macht Schritt und geht wieder nach der russischen Stellung zurück. Ich nicht faul, raus aus dem Graben und nach, aber auch ohne Gewehr, komme bis an die Stelle, wo die Zeitung liegt, hebe dieselbe auf und finde daneben zwei gefochte Eier, auch waren dieselben gefärbt. Ich gang raff, guck mich nach dem Kerl um und sehe ihn 400 Meter vor mir, nimmt seine Mühe ab, macht nochmals eine Verbeugung nach mir und verschwindet im Schützengraben. Ich mit der Zeitung und den Eiern gehe auch wieder in unserm Graben. Ich war nur 400 Meter von den Russen ab, aber es hat keiner auf mich geschossen, ebenso schloß keiner von uns auf den Russen. Ich habe die Eier nach Gembis geschickt, und da soll die Emma eine kuppelne Schale zum machen lassen zum Anbraten. Alles hat gelacht und einem jeden mußte ich sie zeigen. Da um 1/5 Uhr kommt wieder so ein Kerl, winkt mit einem weißen Tuch, kommt aber bis in unsern Graben rein, begrüßt uns mit den deutsch gesprochenen Worten: Guten Tag, Kameraden! Verteilt drei Pakete Zigaretten, bringt zwei Pakete mit Rum und Kuchen nebst einem Brief von seinem Hauptmann, worin derselbe frohliche Osterwünsche. Er hätte nämlich gehört, die Deutschen hätten nichts zu essen und sendet hiermit etwas, bittet aber, den Mann wieder zurückzusenden. Natürlich haben wir alle gelacht, der Mann wurde zum Brigadefeldkommandeur gebracht, dort verhört, und als Gegengabe mit Kognak, Zigaretten und Zigaretten, Schinken und Wurst auf einer andern Stelle wieder über unsere Stellung mit verbundenen Augen geführt und dann mit herzhafte Glückwünschen und der Nachricht, daß es bei uns doch nicht so schlimm ist, wieder zurückgeschickt. Also geschah im Jahre des Heils 1915.

Rum seid herzlich begrüßt von

Herzmann.

Vermischtes.

Woher kommen die Achselhöhlen beim Militär? Man erzählt: Als Herzog Albrecht im Jahre 1566 in Flandern einfiel und die niederländischen Kriege in den Niederlanden begann, hatte er auch ein Regiment Panzerreiter unter seinen Fahnen, das ganz aus Wallonen bestand. Einmal von der Grausamkeit, mit der Albrecht wüthete, und um nicht in gleicher Weise auf seinen Befehl vorzugehen zu müssen, gingen diese Panzerreiter in einer Nacht zu den Holländern über. Der Herzog geriet außer sich vor Wut, setzte sich nieder und schrieb an den Obersten jenes Regiments, er werde jeden seiner Soldaten, der ihm in die Hände falle, wie einen Dieb hängen lassen. Aber der Oberst antwortete ihm: Das möge er getrost tun, und um dem Fenster die Arbeit zu erleichtern, werde von jetzt ab jeder Soldat seines Regiments einen Strick, an dem ein Nagel befestigt sei, um den Hals tragen. Und so geschah es. Dieser Strick um den Hals aber wurde so unwillkürlich zu einem Ansporn zur Tapferkeit, denn wer mit solchem Strick um den Hals in Albrechts Hände gefallen wäre, hätte ein graumames Schicksal gefunden. So machte dieser Strick, der als eine Verpottung gedacht war, die Wandlung zu einer Auszeichnung durch, die, damit man sie besser sehe, schließlich auf die Achseln geheftet wurde. So die Anekdote, von der aber die wissenschaftliche Historie nichts wissen will. — Uebrigens trugen in früherer Zeit die Müslitene an diesen Achselhöhlen die Räumadeln, die dazu dienten, das vom Bulvergeschleim verstopfte Fündloch zu reinigen.

Woher die Verminderung der Rigel? Ein kalter, schneereicher Winter kostet vielen derselben das Leben. Sie erliegen weniger dem Frost, als dem Mangel an Nahrung. Raubgefinde aller Art, worunter auch unsere Hauslaxe zählt, richtet ebenfalls bedeutende Verheerungen unter der Vogelwelt an. Am schlimmsten aber räumt die Krone der Schöpfung, der Mensch, in ständiger und aller Zivilisation höhersprechender Weise unter den lieblichsten Vertretern der Tierwelt auf. Wie ein nie zu sättigender Moloch verschlingt er jährlich Millionen der mühslichsten Geschöpfe eines stüchtigen Gaumenkneißes wegen, mordet weitere Millionen einer tödlichen Mode zuliebe; der menschlichen Interessen wegen fallen die Hecken und Geirümpel, in denen sie wohnen, ihre Jungen geschlachtet großziehen können. Gegen diese Unsummen vernichteter Lebewesen fallen die wenigen aus Liebhaberei gehaltenen Vögeln kaum ins Gewicht, welche roher Unterstand leider oft zu einer qualvollen Gefangenschaft verurteilt. Kaum in irgend einem Gebiet der Naturreife macht sich der Eingriff des Menschen so sehr und für ihn selber so verhängnisvoll geltend, als bei dieser Verheerung des natürlichen Gleichgewichts zwischen Insekten und Vögeln.

Heiteres.

Die Arten der Neutralität. In der „Aller Kriegszeitung“ lesen wir: Da san amal a paar Bauern im Wirtshaus g'sessen und ham g'redt — na, mein Gott, von was red'n denn jetzt die Leute im Wirtshaus — vom Krieg ham's natürl' g'redt.

Da hat der Quababauer g'sagt, daß G'schicht mit dera Neutralität, die tut er halt gar so net verstehn. In was der Wada is, der dastet sich grad jatzich auf solche Sachen, der hat dös dem Bauern nada a so erklärt:

„Also paßts auf, Mama“, hat er g'sagt. „Du, der Quababauer, und Du, der Schmied Wastl, ihr fangt's jetzt da im Wirtshaus' raff'n an. Dann seid's dös die kriegführenden Mächte. Und wenn jacht die andan dastign und Euch zuschau'n — dös san die Neutralen.“

Jetzt holt sich der da oder ander an Sted'n her oder funst mos, damit a glet was hat zum Quabauer, wenn's preffert, dös raff'n, dann is dös die wohlollende Neutralität.“

Wenn jetzt der Seppel sein'm Spezi, dem Quababauer, an Sted'n umilangt, damit der den Schmied Wastl verbrochen kann, moacht, weil der Seppel selber soa Schneider hat zum Wirtshaus, dann is dös die wohlollende Neutralität.“

Jetzt hat aba der Seppel a Wastl kriegt auf den Wastlhaba und hat em a paar richtige „glangt“. Na, kurz und guat, es is a große Klauserei word'n und der Hausnecht hat's alle mit emand aufi g'schmissen.

Was draußen gleg'n san, da hat sich der Wada an Wudol grieb'n und hat g'sagt: „Und da Hausnecht, dös is die strikte Neutralität.“